

„... die Dinge sehen immer ganz anders aus, als sie in Wirklichkeit sind“
Gedanken zu einem ZeitzeugInnenprojekt mit vor 1945 geborenen
Afrodeutschen

Für Gupha und Theo

Vor einigen Jahren fand ich bei einem Besuch des Chinese American Museum in New York ein Foto, das auf den ersten Blick ein ganz gewöhnliches Familienporträt zu sein schien: um in der Mitte sitzende Großeltern, die jeweils einen Enkel auf dem Schoß halten, gruppieren sich Männer, Frauen und Kinder unterschiedlichen Alters. Bei genauerem Hinsehen fiel mir allerdings auf, dass es sich dabei um eine Collage handelte, denn Gesichter, die in diesem Porträt offensichtlich fehlten, waren aus anderen Fotos ausgeschnitten und eingepasst worden. In einer Bildunterschrift der AusstellungsmacherInnen heißt es:

Wir können über die Bedeutung dieser Handlung nur spekulieren. Sie ist ein solch schmerzlicher Ausdruck von Hoffnung – einer Hoffnung auf die Wiedervereinigung einer Familie, die durch Not, Krieg und exclusion acts voneinander getrennt wurde [...] Vielleicht ist es die sehnsüchtige *Wieder-Erschaffung eines erinnerten Momentes*, an dem alle beisammen waren. (Herv. d. A.)

Die Konfrontation mit diesem Augen-Blick war für mich aus vielerlei Gründen erhellend und ermutigend zugleich. Trotz gewaltvoll aufgezwungener Abwesenheiten, über die die gefüllten Leerstellen im Foto und der darunter befindliche Kommentar beredt Auskunft geben, war der Versuch, eine Familiengeschichte sichtbar bleiben zu lassen, auf eigensinnige Weise geglückt. Bedeutsam daran ist in unserem Zusammenhang nicht der familiäre Aspekt dieses so sorgsam in Szene gesetzten Aktes der Erinnerung, sondern das ihm zugrunde liegende widerständige Bewusstsein, mit dem eine selbstbestimmte, eigenständige Raum-Zeit geschaffen wurde, in der sich die gekappten Verbindungen zwischen vier Generationen *re*-kreieren und eine dazugehörige multiperspektivische Gegenwärtigkeit zurückfordern liessen. Als Instrument und Ausdruck einer marginalisierten Gegen-erinnerung (*counter-memory*) symbolisiert dieses Foto zweierlei: das Vermächtnis einer existierenden intergenerationalen Geschichtlichkeit *und* die Vision eines historischen Sich-Verwurzeln-Könnens, welche darauf aufbaut.

Während sich das komplexe Bild der chinesisch-amerikanischen Familie innerhalb eines subalternen kulturellen Kontextes lokalisieren lässt, der auf einem *geteilten* Wissen um kommunale Verbindungen aufzubauen, und somit die Erinnerung *daran* und die visionäre Hoffnung *darauf* zueinander in Beziehung zu setzen vermag, ist ein vergleichbares Porträt Schwarzer deutscher Gemeinschaftlichkeit (noch) nicht denkbar. Das Fehlen eines kommunalen Gedächtnisses bei Schwarzen Deutschen aller Generationen ist so gravierend, dass man, wie Tina Campt treffend vorschlägt, von einer *absence of memory* sprechen sollte (Campt 2004: 179). Diese Abwesenheit gründet sich auf die tiefgreifende individuelle Ver-

einzelung, in der die überwältigende Mehrheit von Schwarzen Deutschen aufwuchs und aufwächst, und die beinahe jede Überlieferung und die Bewahrung von Erfahrungs- und Lebensbezügen sowohl interpersonell als auch generationsübergreifend in fundamentaler Weise behindert. Der schwerwiegende Mangel an geteilten Geschichten von Zuhausesein, Dazugehörigkeit und das Fehlen eines über Generationen gewachsenen gemeinschaftlichen Wissens erschwert es nicht nur, die individuellen Erfahrungen zu anderen Lebensgeschichten in Beziehung zu setzen, sondern auch, sie zeitlich und räumlich zu verorten. Als Ergebnis dieser umfassenden Deplatzierung konnten Schwarze Deutsche weder auf Verbindungen untereinander, noch zu anderen Schwarzen communities zurückgreifen, sondern haben sich diese erst in den letzten zwanzig Jahren mühsam erarbeitet. Eine eigenständige Raum-Zeit jedoch, in welcher die Vielheit individueller Erfahrungen ihre historische und kulturelle Heimat findet und vor allem in ihrer kollektiven Dimension wahrgenommen werden könnte, beginnt sich gerade erst herauszubilden. Deshalb kann Erinnerung, im Unterschied zu anderen diasporischen Schwarzen communities, als kraftpendende, kommunale Ressource noch nicht fruchtbar gemacht werden (Campt 2004: 179).

Vor dem Hintergrund einer so umfassend desintegrierten Historizität stellt ein Interviewprojekt mit vor 1945 geborenen afrodeutschen Frauen und Männern eine besondere Herausforderung dar, denn es ist Teil eines größeren sozialen Prozesses, der als *technology of memory* bezeichnet werden kann, und dem zwei korrelierende Ebenen innewohnen. Die Technologie der Erinnerung funktioniert erstens als eine materielle Technik, Erinnerungen aufzunehmen, um sie in öffentlich zugängliche, interpretierbare Texte zu transformieren, die Formen der Archivierung im weitesten Sinne einschließt. Zweitens fungiert sie als ein Set sozial konstruierter Techniken, die Bedeutung in der Gesellschaft produzieren. Identität, Erfahrung und Geschichtlichkeit werden auf der Basis kollektiver Referenzrahmen konstruiert und strukturiert, die ihrerseits eine wesentliche Voraussetzung dafür sind, welche Aussagen von und unter Individuen einer Gesellschaft transportiert und bewahrt – oder eben vergessen werden (Campt 2004: 12).

Für Schwarze Deutsche, deren Präsenz vom Ende des 19. Jahrhunderts an bis in die Gegenwart im Zuge vielschichtiger und sich wandelnder herrschaftsdiskursiver Prozesse, die ich in Anlehnung an Ha als *gesellschaftliche Praxis der Enthistorisierung* (vgl. Ha 2003: 58) bezeichnen möchte, nahezu getilgt wurde, sind beide Ebenen der Technologie der Erinnerung fundamental. Erst das geduldige Zusammentragen individueller Lebensgeschichten unterschiedlicher Generationen und ihre fassbare Materialisierung kann den Zugang zu einer verschütteten historischen Anwesenheit wieder herstellen. Eine dadurch mögliche Wieder-Aneignung der eigenen Geschichtlichkeit bildet das wichtigste Element für die Entwicklung eines minoritären Referenzrahmens, der für die kulturelle Wieder-Eingliederung einer Schwarzen deutschen Historizität – also eines *re-membering* im wortwörtlichen Sinne – von grundlegender Bedeutung ist.

Auf diesem ‚Weg in die Geschichte‘ repräsentieren die Selbstzeugnisse von Männern und Frauen unterschiedlicher Generationen aus historischer wie aus ge-

meinschaftlicher Sicht elementare Quellen, denn sie liefern in Wort und Schrift die oftmals einzigen Belege einer Anwesenheit, welche jenseits der diskursiven Unsichtbarmachung, aber keineswegs unbehelligt davon, komplexe Aussagen über entlegene Erfahrungsorte einer genuin deutschen Realität treffen. Sie enthalten diverse und divergierende Vorstellungen und Strategien einer individuellen und kollektiven subalternen Selbstheit und stellen die Grundlagen sowohl einer eigenständigen erfahrungsbezogenen Wissensformation, als auch einer bereits wirkenden, jedoch bislang kaum integrierten gegenhistoriographischen Praxis dar (Lauré al-Samarai 2004: 208).

Diese nahm ihren Anfang mit der 1986 erschienenen bahnbrechenden Publikation *Farbe bekennen: Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, in der die Aktivistin und Lyrikerin May Ayim mit ihrer akribischen historischen Forschung erstmals den Rahmen einer kritischen Periodisierung Schwarzer deutscher Geschichte entwickelte, der von der Kolonialzeit bis in die westdeutsche Gegenwart der 1980er Jahre reichte und die stete Präsenz Schwarzer Menschen in Deutschland belegte. Diese Arbeit ermöglichte sowohl die Verknüpfung einzelner Zeitabschnitte, die bis dahin, wenn überhaupt, gänzlich zusammenhanglos betrachtet wurden, als auch die respektvolle Kontextualisierung der Lebensgeschichten afrodeutscher Frauen unterschiedlicher Generationen. Schwarze deutsche Geschichte erhielt so zum ersten Mal nicht nur den selbstbestimmten Raum einer eigenen Geschichtlichkeit, sondern eine Gruppendimension, in der erinnertes Wissen eingebettet und wertgeschätzt werden konnte. Innerhalb dieses eigenständigen Geschichtsverständnisses, das die gelebte Erfahrung Schwarzer deutscher Menschen ins Zentrum der Betrachtung stellt, und ihre vorher losgelöst für sich stehenden, multiplen Gegenerzählungen (*counter-narratives*) bewusst miteinander in Beziehung setzt, wurde ein Prozess initiiert, den ich als *Re-Konstruktion einer gegengeschichtlichen Kontinuität* bezeichnen möchte. Das Streben nach Kontinuität darf in diesem Zusammenhang keinesfalls als lineare Fixierung einer minoritären Geschichtlichkeit missdeutet werden, die dominante historische Narrationen und Interpretationen ‚ergänzt‘ oder ‚vervollständigt‘. Vielmehr wird hier eine Entwicklung sichtbar, die Schwarze Deutsche zunehmend in die Lage versetzt, sich der Diskontinuität ihrer zutiefst fragmentierten, *dis-membered* Geschichte zu bemächtigen, um sie in einer spezifischen Raum-Zeit zu verwurzeln (Glissant 1986: 115).

Einen signifikanten und sehr schmerzhaften Aspekt dieser Geschichte bilden dabei die traumatischen Erinnerungen und Erfahrungen Schwarzer deutscher Männer und Frauen der älteren Generation, die nicht nur den Nationalsozialismus erlebten und überlebten, sondern deren Biographien darüber hinaus aufs engste mit der deutschen und der europäischen Kolonialherrschaft verwoben sind. Die vielfältigen Annäherungen an ihr schwer zugängliches Wissen und die inzwischen vielfältigen Versuche innerhalb der community, damit aktiv in Beziehung zu treten, markieren eine Suche nach Verknüpfungen und Verbindungen, die sich entlang unterworfenen, verdrängter, nicht-gesagter/nicht-sagbarer Bruchstücke einen Weg bahnt. Diese Suche stellt einen widerständigen gemein-

schaftlichen Akt dar, denn er ist darauf gerichtet, einen Raum zu eröffnen, in welchem die erinnerten individualisierten Fragmente als integrale Bestandteile einer multiperspektivischen Gegenwärtigkeit zusammengefügt werden können. In der Weise, wie den Erfahrungen und dem Wissen der Angehörigen der älteren Generation Respekt und Wertschätzung entgegengebracht wird, verändert sich auch ihre Rolle: innerhalb der Schwarzen deutschen community, die aufgrund der massiven intergenerationalen Vereinzelung nicht auf generativen Bindungen aufbauen kann und diese durch eine *fictive kin* zu ersetzen gelernt hat, werden sie zu *sozialen elders*, oder, um einen Begriff von Patricia Hill Collins kontextuell zu erweitern, zu *Othergrandmothers* und *Othergrandfathers* (Hill Collins 1991: 120). Das heißt, sowohl auf der diskursiven Ebene als auch im Ringen um eine gemeinschaftliche Beständigkeit sind der Austausch und die hart erkämpfte Möglichkeit, Geschichte(n) *miteinander* zu teilen, als Ausdruck eines subalternen, spezifischen Heilungsprozesses zu verstehen, der dem von Toni Morrison geprägten Konzept des *re-memory* sehr nahe kommt, weil er eine historisch *re-visionäre* kommunale Ganzheitlichkeit hervorbringen kann, die in der Diversität gründet und Unterschiedlichkeiten, Widersprüche und Ambivalenzen zu beheimen vermag.

Die unterschiedlichen theoretischen Vorüberlegungen im Vorfeld der Realisierung des Interviewprojektes mit vor 1945 geborenen Afrodeutschen waren für mich einerseits von Bedeutung, um eine epistemologische Verortung vornehmen und einen vorläufigen Referenzrahmen erstellen zu können, beeinflussten andererseits jedoch meine eigene Positionsbestimmung als Schwarze deutsche Frau der jüngeren Generation sehr nachhaltig. Meine intergenerationale Verbindlichkeit, die einen manifesten Bestandteil dieser Arbeit ausmacht und von ihr bestimmt wird, äußert sich deshalb vor allem darin, das ExpertInnen-tum der *elders* ernst zu nehmen. Ihre Vorschläge und Hinweise, die sie in privaten Treffen angesichts negativer Erfahrungen in vorangegangenen Interviewsituationen eindeutig und bestimmt artikulierten, sind in die Konzeptionierung der – nur *gemeinsam* zu realisierenden – *oral history* konsequent eingeflossen. Ein wesentlicher Punkt ihrer kritischen Interventionen richtete sich dabei auf eine Vielzahl von (Miss-)Repräsentationen, in denen sie entweder auf ihren Opferstatus als Überlebende reduziert wurden, oder ihre Geschichte als historisches Kuriosum verzerrt sahen. Vielen war es unmöglich, jenseits einer gerichteten ‚faktischen Abfrage‘ der jeweiligen individuellen Verfolgungsgeschichte, ihre eigenen Sichtweisen, Perspektiven und schwierigen Lebens- und Überlebensstrategien einzubringen, was die Unsichtbarmachung oder Einebnung divergierender historischer Subjekthaftigkeiten und -positionalitäten erneut bekräftigt.

Den für mich maßgeblichsten konzeptionellen Anhaltspunkt erhielt ich jedoch vor einigen Jahren von einer afrodeutschen Frau, die Mitte der 1990er Jahre im Film *Hitler's Forgotten Victims: Black Survivors of the Holocaust* (1997; Regie:

David Okucfuma) als Zeitzeugin interviewt wurde. Als ich mich eher beiläufig nach den Aufnahmen erkundigte, antwortete sie sarkastisch, sie hätte auch noch etwas anderes erlebt als die Nazi-Zeit und keine Lust mehr, ständig nur darüber zu reden. Ihren Hinweis beherzigend lege ich deshalb die Befragung meiner GesprächspartnerInnen jedes Mal so an, dass sie über alle *ihnen* wesentlichen Aspekte in ihrem Leben berichten können und nicht an einem an einer zeitgeschichtlichen Zäsur orientierten Punkt einfach abrechnen müssen. Diese narrative Nicht-Beschränkung erwies sich als bemerkenswerter Glücksfall. Auch bereits mehrfach interviewten GesprächspartnerInnen war es auf diese Weise erstmals möglich, ihre frühen Lebenserfahrungen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus mit denen der Nachkriegszeit zu verbinden. Das erlaubte ihnen ein – wie ich es nenne – *verknüpfendes Mäandern*, indem unterschiedliche Zeiten und ihre Rahmenbedingungen vergleichend reflektiert werden konnten. Darüber hinaus strukturierte die von ihnen vorgegebene autobiographische Zeitlichkeit die Richtung des Gespräches. Sie widersprach nicht nur häufig dem ‚großen Gang der Geschichte‘, sondern legte eine Reihe von komplexen Erfahrungsräumen frei. An zwei Beispielen möchte ich zeigen, wie sich in diesen Erfahrungsräumen das eigene Erlebte auf Nachfrage ohne Schwierigkeiten sowohl mit Schwarzen deutschen Realitäten nachfolgender Generationen, als auch mit der Ambivalenz der eigenen Anwesenheit in einer sich entkolonialisierenden Welt besprechen ließ, und eine tatsächlich globale Dimension bekam.

Einen Zeitzeugen befragte ich gegen Ende des Interviews, was es für ihn bedeutete, als das Buch *Farbe bekennen: Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte* erschien. Er hatte zum damaligen Zeitpunkt keinen Kontakt zu anderen, sich gerade organisierenden Schwarzen Deutschen der jüngeren Generation, und erinnert sich wie folgt:

Ich fand das ganz doll, dass sich eine Gruppe aufgemacht hat, um das zu schreiben. Im Nachhinein kann ich nur sagen, es hätte von uns keiner so schreiben können. Von der alten Generation. Weil wir da mitten drin steckten und überhaupt nicht den Abstand hatten zu der Zeit. Wir waren ja mit dieser Zeit belastet. Diese jungen Leute, die das Buch angefangen haben, waren auch belastet, aber in anderer Form, und für sie war das Schreiben eine Befreiung in dem Sinne. Und deshalb fand ich es so doll, dass überhaupt der Mut da ist, das zu machen. Und zweitens, dass es gemacht worden ist. Die Bedeutung dieses Buches werden wir erst in dreißig, vierzig Jahren sehen. Also, wir sehen es jetzt schon, aber in dreißig, vierzig Jahren wird's ein Klassiker sein. Und ich weiß die Leistungen zu würdigen, die damit zusammenhängen. (Auszug Interviewtranskript)

Einen weiteren Zeitzeugen, der als Artist in Marokko arbeitete und aufgrund einer Denunziation vor die Entscheidung gestellt wurde, zwischen dem Konzentrationslager in Deutschland oder der französischen Fremdenlegion zu wählen, diente dort von 1940 bis 1956. Er kämpfte im Zweiten Weltkrieg gegen Deutschland und nahm dann an den französischen Kolonialkriegen in Indochina und Algerien teil. Seine Zugehörigkeit zur Legion ist für ihn bis heute sehr bedeutsam,

deshalb fragte ich ihn, wie er diese Tätigkeit nicht als Legionär, sondern als Privatperson bewerten würde:

Da hab ich oft nachgedacht. [Hab] Gegen eigene Leute [gekämpft]! Bin zu dem Resultat gekommen, dass die Leute, die ich bekämpfte, ihre Freiheit wollen und alles andere gilt für sie nicht. Da hab ich mir oft gesagt, ich bin ein Idiot, aber was sollst du machen. Weil du so entscheiden musst! Das war alles! Da konntest du dich nicht widersetzen und sagen: ‚Nein!‘ Du hast ja unterschrieben. (Auszug Interviewtranskript)

Diese zwei besonders klaren Aussagen zeigen, wie wichtig es ist, auf die – wie Dana Jack sie nennt – *moral language* zu hören. Moralische, besser ethische Selbsteinschätzungen erlauben es, die oftmals widersprüchliche Beziehung zwischen Konzepten des Selbst und kulturellen Normen sichtbar zu machen (Anderson, Jack 1991: 19f.). Für überlegte und zugewandte Fragestellungen ist dies von eminenter Bedeutung, weil sie die jeweiligen InterviewpartnerInnen ermutigen sollten, nicht nur selbstreflexiv über mögliche Diskrepanzen zu sprechen, sondern diese auch retrospektiv erklären und verhandeln zu dürfen.

Ein wesentlicher Teil dieser Diskrepanzen gründet sich auf die vom Zusammenspiel von Rassen- und Geschlechterkonstruktionen geformten, divergierenden Subjektpositionen meiner männlichen und weiblichen GesprächspartnerInnen innerhalb eines weißen patriarchalen Rahmens. Erstaunlicherweise war bislang die durchaus kritisch-reflektierte Bezugnahme auf ein geschlechtsspezifisches Rollenverhalten bislang weder bei Frauen, noch bei Männern das Problem. Schwerwiegender gestaltete sich die Erinnerung an zumeist sehr schmerzhaftes Rassifizierungserfahrungen. Die Schwierigkeit liegt dabei weniger im Erzählen bestimmter Erlebnisse, sondern in den Mechanismen ihrer möglichen und unmöglichen Repräsentation. Anders ausgedrückt: Erfahrung ‚entsteht‘ niemals direkt oder unvermittelt als etwas, was man ‚hat‘ oder nicht, sondern ist gebunden an einen diskursiven Referenzrahmen, in dem das Erlebte sich denken und konzeptualisieren lässt und in den hinein es ausgedrückt wird (van Alphen 1999: 24). Die auf allen Ebenen des öffentlichen Bewusstseins negierte, jedoch von meinen GesprächspartnerInnen *verkörperte* Gleichzeitigkeit von Schwarz-Sein und Deutsch-Sein kreierte bis in die Gegenwart eine Art narratives Vakuum, innerhalb dessen bestimmte Erfahrungen ungültig gemacht werden müssen. Ein damit einhergehender Mangel an Sprache ist folglich nicht nur wichtig im Hinblick darauf, *was* nicht gesagt werden kann, sondern auch, *wie* es nicht gesagt wird (Britton 1999: 11–34). Er wird dort besonders *laut*, wo die eigene Existenz massiv mit den dominanten Rahmenbedingungen kollidiert.

Vor diesem Hintergrund ist die Frage des *Schweigens* von zentraler Bedeutung, denn dieses ist kein Subtext, sondern interagiert gleichberechtigt mit dem gesprochenen Wort und markiert eine distinkte schwarze deutsche Subjektposition, die von Tina Campt als *outsider-within* beschrieben wird: das Paradoxon, zugehörig und partiell als Mitglied einer Gesellschaft anerkannt zu sein und gleichzeitig umfassend von und in ihr marginalisiert zu werden (Campt 2004: 102). Eine wesentliche Artikulation dieser Subjektposition besteht aus narrativen Leerstellen, denen

eine zutiefst traumatische Dimension innewohnt, denn sie weisen auf eine Geschichte hin, die nur „in der völligen Unzugänglichkeit ihres Sich-Ereignens“ (Caruth 1996: 18) begriffen werden kann.

So zentral sich die Frage des Schweigens stellt, so schwierig ist ihre Einbeziehung in der von mir gewählten Form der Repräsentation, denn ich plane die einzelnen Selbstzeugnisse zu monologisieren. Mein Eingriff in die narrativen Texte beinhaltet daher nicht nur eine vorsichtige Chronologisierung der Lebensgeschichten, damit das Erlebte in seiner zeitlichen Abfolge für LeserInnen nachvollziehbar wird. Schwerer wiegt, dass eine dazugehörige, die gesprochene Sprache korrigierende Literarisierung die narrativen Leerstellen verschließt. Da allerdings in zahlreichen Vorgesprächen insbesondere diese Form einer ‚akkuraten Erzählung‘ von den ZeitzeugInnen begrüßt wurde, fiel es mir leicht, mich dafür zu entscheiden. Nicht zuletzt deshalb, weil ihnen die Möglichkeit offen stehen soll, die Endversion des Textes zu korrigieren und zu autorisieren.

Die stillen und verdrängten Geschichten von vor 1945 geborenen afrodeutschen Menschen berichten – um mit der Schwarzen ostdeutschen Lyrikerin Raja Lubinetzki zu sprechen – von einer „Zeit in der Zeit, in der das Schweigen dicke Reden hält“ (Lubinetzki 2001: 30). In einer Raum-Zeit wie der Schwarzen deutschen, in der vor allem das Nicht-Erzählte pulsiert, ist die Arbeit an einer eigenständigen kollektiven Erinnerung im Angesicht fortwährender rassistischer Ausgrenzung und Unsichtbarmachung überlebensnotwendig. Einerseits, um den Menschen, Ereignissen und Begegnungen ein Gesicht zu geben, andererseits, um sich selbst in die Lage zu versetzen, kritische Diskussionen über eine komplexe Realität führen zu können, die *innerhalb* eines genuin Schwarzen deutschen Gegendiskurses angesiedelt sind. Denn dann wird es nicht nur möglich und notwendig sein, für eine Analyse divergierender Subjektpositionen die Erfahrungsbezüge von Männern und Frauen unterschiedlicher Generationen und sozialer Hintergründe heranzuziehen, sondern auch, queere Positionen einzubeziehen, heteronormative Konzepte herauszufordern und interne hegemoniale Ausschlussmechanismen zu lokalisieren. Auch wenn diese Auseinandersetzungen in Deutschland erst sehr vereinzelt begonnen haben, werden sie zukünftig vielfältige Antworten auf eine multipositionale, konfliktierende Anwesenheit geben und mithin darauf, was es zu unterschiedlichen Zeiten in diesem Land bedeutet (hat), Schwarz *und* deutsch zu sein.

Literatur

Anderson, Kathryn; Jack, Dana C.: Learning to Listen. Interview Techniques and Analyses. In: Women's Words. The Feminist Practise of Oral History. Hrsg. v. Sherina Gluck und Daphne Patai. New York, London 1991, S. 11-26.

Britton, Celia M.: Édouard Glissant and Postcolonial Theory. Strategies of Language and Resistance. Charlottesville, London 1999.

Camp, Tina: Other Germans. Black Germans and the Politics of Race, Gender, and

Memory in the Third Reich. Ann Arbor 2004.

Caruth, Cathy: Unclaimed Experience: Trauma, Narrative, and History. Baltimore, London 1996.

Glissant, Édouard: Zersplitterte Welten. Der Diskurs der Antillen. Übers. v. Beate Thill. Heidelberg 1986.

Ha, Kien Nghi: Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmigrationspolitik. In: Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Hrsg. v. Hito Steyerl, Encarnación Gutiérrez Rodríguez. Münster 2003, S. 56-107.

Hill Collins, Patricia: Black Feminist Thought. Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment. London, New York 1991.

Lauré al Samarai, Nicola: Unwegsames Erinnerung: Auto/biographische Zeugnisse von Schwarzen Deutschen aus der BRD und der DDR. In: AfrikanerInnen in Deutschland und Schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart. Hrsg. v. Marianne Bechhaus-Gerst und Reinhard Klein-Ahrendt. Münster 2004, S. 197-210.

Lubinetzki, Raja: Der Tag ein Funke. Aus dem Tagebuch des Logik Verfalls. Berlin 2001

van Alphen, Ernst: Symptoms of Discursivity. Experience, Memory, and Trauma. In: Acts of Memory. Cultural Recall in the Present. Hrsg. v. Mieke Bal, Jonathan Crewe, Leo Spitzer. Hanover, London 1999, S. 24-38.